

Obacht Kultur N° 31 | 2018/2

Sonderausgabe

Kulturlandsgemeinde 2018

SONNTAGSREDE VON ANNETTE GIGON

VERSUCH ÜBER DEN LUFTRAUM –

VERSUCHE AUF DER ERDOBERFLÄCHE

oder/und

Brainstorming zum Wetter aus der Warte der Architektur

Ich habe zugesagt, hier auf dem Säntis etwas von mir zu geben, obwohl das Thema «Wetter» ja nicht wirklich mein Fach ist. Aber zusätzlich zur liebenswürdigen Einladung sind es auch nicht ganz unsentimentale «Heimwehwinde», die mich hierher befördert haben.

Bei der Vorbereitung dämmerten Erinnerungen, Fragen bauschten sich auf, Wissensbruchstücke leuchteten ein, Gewissheiten verdichteten sich, lösten sich wieder auf, auch für Geistesblitze war ich offen und wartete – wettermässig wehte es durcheinander, und so einfach erden liess es sich nicht. Interessanterweise wurde ich trotzdem (noch) nicht nervös, obwohl der «Gipfeltermin» immer näher rückte. Ich genoss auf eine mir ungewohnte Weise das luftige Schweben im Ungefähren, sich wundern, zusammentragen, brüten, abgehoben/aufgehoben sein «in den Wolken», nachschlagen und googeln: über den Luftraum, in dem sich alles abspielt, das Wetter und unser ganzes Leben – auch die Architektur, zum allergrössten Teil jedenfalls!

Über die Zusammensetzung der Atmosphäre las ich nach, über diese wunderschöne blaue Hülle aus etwa 21 Prozent Sauerstoff und 78 Prozent Stickstoff. Und dass das letzte eine Prozent sich in viele Gase aufteilt, in sogenannte «Spurenstoffe»: Das Kohlendioxid, das wir ausatmen, von dem wir zu viel produzieren, macht etwa 0,04 Prozent aus.

Auch Stickstoffdioxid und weitere Stickoxide, die aus dem «Diesel-Stickoxid» mutieren, sind mengenmässig eine Quantité négligeable. Aber vor allem staune ich, dass der Wasserdampf, aus dem die Wolken kondensieren und der den Regen um den ganzen Erdball verteilt, in der Atmosphäre auch nur ein «Spurenstoff» ist, mit einem durchschnittlichen Anteil von 0,4 Prozent. Natürlich kann er zonenweise bis zu 4 Prozent Anteil haben oder mal null Prozent. Und auch der Wasserdampf zählt zu den Treibhausgasen ...!

Ich las weiter: Über Tiefdruck- und Hochdruckzonen, zum Beispiel dass die Winde immer vom Hoch- zum Tiefdruckgebiet hinziehen – endlich erfasste ich, was ja jede Wetterkarte zeigt! Über das spezifische Gewicht von Luft, etwa 1,2 kg/m³ auf Meereshöhe bei 15 Grad Celsius und etwa 1,16 kg/m³ auf Meereshöhe bei 30 Grad Celsius. Und dass die Luftsäule von etwa 10 000 Meter Atmosphäre, die sich über uns aufschichtet, eben das eine Bar ergibt, oder die 1000 Millibar – die uns aber gar nicht wirklich drücken. In der Primarschule lernte man schon, dass warme Luft leichter ist als kalte und, paradoxerweise, ebenso wasserdampfhaltige Luft, gemäss dem Prinzip der Dampfmaschine. Aber jetzt meinte ich auch zu verstehen, wie das Barometer funktioniert ... bis auf ein paar mir immer noch unerklärliche Widersprüche. Die Luft wird bei schönem Wetter leichter, steigt, verdichtet sich oben, und unten zieht neue Luft nach, so dass mehr Luft in der gleichen Zone ist und damit in diesem Schönwettergebiet mehr Druck ausübt. Insgesamt ist also dieses Hochdruckgebiet schwerer – obwohl das spezifische Gewicht der Luft dort eigentlich geringer ist?!

Jedenfalls wissen die Meteorologen das alles viel besser und korrigieren mich, bevor meine Feierabenderkundungen und -irrtümer sich als «heisse Luft» weiterverbreiten! Dank den Meteorologen wusste man ja auch schon 14 Tage im Voraus, dass eben heute am 6. Mai auf dem Säntis einigermaßen schönes Wetter herrscht mit Temperaturen zwischen 6 und 14 Grad Celsius.

Nicht ganz unpassend zum Thema behielt ich das Konzept einer Rede als «brainstorming» also noch eine weitere Weile bei, machte «guck in die Luft», auch mit der Handykamera, sammelte Himmels- und Wolkenbilder, erwog andere Titel. Und hing auch dieser Erinnerung und jenem Zufall nach, zum Beispiel den ersten Versuchen, das Skifahren zu lernen unten auf der Schwägalp, mit den mindestens zwei Meter hohen Schneemauern entlang der geräumten Strasse – waren die Schneemauern früher doch höher? Natürlich war ich auch kleiner!

Oder der Stolz der Eltern kam mir in den Sinn – nein, nicht auf meine Skifahrkünste, die nie gross über das auf der Schwägalp Erlernte hinauskamen, sondern ihr Stolz, als Nicht-Eingesessene in Herisau in einem Haus zu wohnen, das wie die erste Säntisbahn vom Herisauer Advokaten Carl Meyer initiiert, bestellt und erstellt worden war. Auch deshalb fuhr man – damals schon mit dem Auto, nicht dem Postauto – im Sommer ebenfalls immer wieder mal auf die Schwägalp. Zugegebenermassen selten auf den Säntis, denn ganz schwindelfrei war nur ein Elternteil!

Oder der Zufall beschäftigte mich nun, dass meines Büropartners Eltern, die Architekten Esther und Rudolf Guyer, in den siebziger Jahren hier auf dem Säntis die grosse Sendestation gebaut hatten, ein Wurf! Noch bevor ich nur daran dachte, selber einmal bauen zu wollen.

Und auch ein Buch kam mir noch in die Hand. Es lag auf der Beige der Bücher, für die es keinen Platz im Büchergestell mehr hatte, und trägt den Titel «Säntiswetter – über die Geschichte der Wetterwarte von 1880 bis 1970» – mitsamt tragischem Mordfall in den 1920er-Jahren, als das Wetterwart-Ehepaar Haas ums Leben kam.

Nun, früher oder später musste der Schwebezustand aber geerdet/beendet werden – am Ende der Luftseilbahnfahrt sollte man ja auf dem Gipfel «den Boden gefunden» haben. Also: Obwohl wir das Wetter ja zumeist «top-town» erleben, musste ich die Perspektive wechseln und mich dem Phänomen eben doch «bottom-up» nähern – aus der Warte der Architektur. Und mit einer Struktur – wenn auch nur in Form einer Aufzählung.

Wetter ist gewissermassen das Gegenstück, die Antithese der Architektur.

Wetter ist das, was man in Gebäuden (zumeist) ausschliessen will: Regen, Wind, Schnee, Hitze, Kälte. Einigermassen selten sind die Verhältnisse draussen so, dass man sie genauso auch drinnen wollte: windstill, bei leicht bedecktem Himmel, 40 bis 50 Prozent Luftfeuchtigkeit, etwa 22 bis 24 Grad Celsius warm.

Mit Steinen, Metallkonstruktionen, Betonplatten, Ziegeln, Holzbalken, Blechen, Glasscheiben, Sperrholz, Sonnenstoren, Dachpappen und Kittfugen schützen wir uns gegen das Wetter, stemmen, schichten, versteifen, spannen und tragen, drücken und wölben wir die festen, schweren, möglichst dauerhaften Stoffe gegen die leichten, flüchtigen und flüssigen Elemente – gegen die Luft, den Regen, die Schneeflocken. Und weil wir mit diesen soliden Stoffen zugleich auch gegen die kräftige Erdanziehung arbeiten müssen, ist es gar kein Kinderspiel, in der leichten Luft zu arbeiten, gegen die kleinen Regentropfen und deren Abwandlungen anzutreten.

Und dabei müssen (und wollen) wir doch von allem ein bisschen ins Innere der Häuser lassen, Wetter dosiert gewissermassen, portioniert durch offenbare und wieder verschliessbare Türen, Fenster, Luken, Klappen, Schlitze, Kanäle. Tageslicht wollen wir in den Räumen, und vor allem Luft brauchen wir. Mit beidem holen wir auch Wärme in die Häuser, und mit der Luft allein zuweilen Kühle. Auch Wasser brauchen wir im Hausinneren, gern als Dampf, schwebend in der Luft, und natürlich auch in gezähmter Form in der Dusche als Regen, in der Badewanne als kleines Seeli, aus dem Hahn als Miniwasserfall.

Beginnen wir mit dem Regen. Regen, der an die Scheiben klopft, der auf Blechdächern trommelt – es gibt kaum ein Geräusch, das einem stärker das Gefühl des Geborgenseins gibt. Umgekehrt gibt es kaum eine grössere Vertrauensprobe zwischen Bauherrn/-innen und Architekten/-innen, als wenn der Regen unkanalisiert ins Innere kommt – wenn es also ins Haus tropft! Nicht, dass mir das nie passiert wäre, und die Gesellschaft derer, denen das auch buchstäblich «unter-laufen» ist, ist gar nicht so schlecht. Gleichwohl löst man als Architekt/-in wirklich lieber andere Probleme! Und trotzdem haben wir den Regen immer wieder an unsere Häuser «herangelassen», sorgten dafür, dass keine Vordächer den Regen davon abhielten, auch die Fassaden zu benetzen.

Der Regen durfte sogar einmal Hauptgestalter werden, beim Anbau für die Sammlung Oskar Reinhart in Winterthur. Im Inneren, wo wunderbare Gemälde von Cézanne, Manet, Goya, van Gogh hängen, wäre jeder Tropfen Wasser eine wahre Katastrophe. Hingegen aussen, an der Betonwand, die selbst mit Kupferpartikeln versetzt ist, sollte das Regenwasser, das vom Kupferdach über die Fassade rinnen darf, Spuren hinterlassen, sollte diese bemalen, auf ihr «quarellieren», immer und immer wieder, bis sich die Tropfen, Striemen und Schlieren über die Jahre zu einem «Wettergemälde» verdichten.

Vor dem Regen oder nach dem Regen kommt der Schnee – allerdings nicht mehr ganz so häufig und «gehäuft» wie früher!

Aber in Davos, auf 1500 Metern, noch höher als die Schwägalp, herrschen auch heute noch alpine klimatische Bedingungen. Dort informierten und inspirierten die verschiedenen Aggregatzustände von

Wasser – insbesondere Schnee – den Bau für das Kirchner Museum, neben einem Baugesetz, das interessanterweise seit den 1930er-Jahren Flachdächer vorschreibt, und natürlich neben dem Anspruch, gute Räume für die Kunst Kirchners zu bauen. Kirchner lebte zwanzig Jahre lang in Davos, malte die Natur, die Menschen, Bauernhäuser ebenso wie die neuen Sanatorien und modernen Flachdachbauten.

Natürliches Licht sollte es sein, für Kirchners Werk, und nicht Kunstlicht – zumindest während des Tags. Um das Tageslicht auch im Winter ins Innere zu bringen, überragen die Oberlichträume den Museumsbau. Über die höhergesetzten Licht-Dachstühle mit vertikalen Fenstern wird das Licht eingelassen. Dieser Licht-Raum funktioniert ein bisschen wie eine Wolke, denn das Tageslicht wird beim Durchgang durch geätzte Fenstergläser ein erstes Mal gestreut, diffus gemacht.

Schliesslich wird das Licht dann über eine flache, wiederum mattierte Glasdecke nochmals gestreut und gleichmässig auf die vier Wände der Ausstellungssäle verteilt.

Geätztes Glas kann man sich tatsächlich wie ein von Wasserdampf beschlagenes, vereistes Glas vorstellen, um weitere Aggregatzustände von Wasser heranzuziehen. Die optischen Eigenschaften von Glas und Wasser sind überhaupt verblüffend ähnlich. Glas ist wie Wasser farblos, durchsichtig, spiegelnd. Glas bricht wie Eis und fliesst auch – nicht nur im heissen, geschmolzenen, sondern auch im erstarrten Zustand, aber dann nur Zehntelmillimeter über hundert Jahre. Die Isolationsmatten, die die Wände warm halten im kalten Davos, haben wir hinter solchen Gläsern durchscheinen lassen. Man begann gerade die Dämmstärken heraufzusetzen – 13 Zentimeter waren es damals, 160 Prozent mehr, als wir es kurz zuvor noch an der Schule gelernt hatten.

Bleiben wir noch beim Licht – bei Sonnenlicht und Schatten.

Das Kunstmuseum Appenzell (ehemals: Museum Liner Appenzell) macht es anders. Zwar hat es auch Dachfenster mit solch streuenden Gläsern, aber es holt das Tageslicht möglichst selektiv nur vom nördlichen Himmel – von wo die Sonne kaum direkt scheint, beziehungsweise nur im Hochsommer frühmorgens und spätabends, also ausserhalb der Öffnungszeiten. Das heisst, die Zickzackform wendet der südlichen Sonne mit den geschlossenen Sheddachflächen einfach den Rücken zu. Als Ausnahme darf im Eingangsraum ein absichtlich «falsch» ausgerichtetes Oberlicht Sonne hereinlassen, zusätzlich zum grossen Fenster.

Ansonsten sind aber die Kunstmuseen grundsätzlich «Lichtdosierungsinstrumente» oder anders ausgedrückt «Verschattungsstrukturen». Sie müssen es sein, denn nur knapp ein Prozent der Aussenhelligkeit darf ins Innere der Ausstellungsräume gelangen, damit die empfindlichen Gouachen, Tintenzeichnungen und Farbstiftzeichnungen nicht verbleichen, die Papiere nicht vergilben durch die Energie des Sonnenlichts.

Beim Wohnungsbau gestaltet es sich aber anders. Mit dem Slogan «Licht, Luft und Öffnung» pries die moderne Bewegung Ende der 1920er-Jahre ein anderes Wohnen an – grosszügiger, offener, gesünder als die dunklen Mietskasernen des 19. Jahrhunderts, wo Kinder in den Städten an Rachitis litten, weil zu wenig Licht in die Häuser gelangte. Bereits Jahrzehnte früher hatte man (schon wieder) in Davos entdeckt, dass viel Sonne und trockene Höhenluft sogar Tuberkulose heilen kann. Grössere Fensteröffnungen, Balkone und Terrassen fanden so zuerst Eingang in die Architektur von Sanatorien, dann von Wohnbauten.

Die Fenster konnten dann in den letzten dreissig Jahren nochmals grösser bemessen werden, anfangs doppelt verglast, dann zweifach isolierverglast, heute dreifach isolierverglast. Dank der Bodenheizung mussten keine Radiatoren mehr unter dem Fenster sitzen, was die Fenstergrösse zusätzlich befreite. Mehr Wärmedämmung in den Wandkonstruktionen kompensierte ein Stück weit grössere Fenster – das nutzten wir.

Auch die Balkone sollten immer grösser geschnitten werden, weil man an einem schönen Abend nicht nur zu zweit, sondern mit der ganzen Familie und Freunden draussen sitzen und essen wollte. Da nun aber die grossen Balkone dazu neigen, die dahinterliegenden Zimmer zu verschatten – und zwar während des ganzen Jahres –, und weil das Wetter nicht immer nur schön, lausig und wunderbar ist, haben wir bei den Wohnungsbauten auf dem Pflegi-Areal in Zürich einen wandelbaren Raum vorgeschlagen, ein «Jahreszeitenzimmer». Es lässt sich an Sommertagen zum «Frischluft-Raum» verändern, indem man die

Fenster ganz öffnet und die hinteren Schiebetüren schliesst. Jedoch bei nicht so idealem Wetter (also mehrheitlich) ist es ein normales Zimmer. Wir waren von der Lösung überzeugt, aber es war wohl zu früh! Ein Kritiker schrieb, die Architekten gönnten den Bewohnern nicht mal einen Balkon ... Danach bauten wir wieder Balkone, Loggien und auch «Garagentorfenster», Terrassen, Erker und weitere Jahreszeitenzimmer – manchmal sogar alles im gleichen Gebäude –, um den Bewohnern die Möglichkeit zu geben, Innen und Aussen möglichst einfach und bequem zu verbinden.

Den Freiraum auf der Etage, «à niveau» mit dem Arbeitsplatz, offerierten wir auch den Mitarbeitenden im Würth Haus in Rorschach. Es sind Erfrischungs- und natürlich auch Raucherbalkone samt Blick auf den Bodensee mit partiellen «Wind-Schutz-Scheiben» gegen den nördlichen Seewind. Zugegeben: Die Sonne scheint auf dieser Seeseite nur ausserhalb der normalen Arbeitszeiten auf die Balkone. Aber auf dem Dach gibt es auch noch eine kleine Sonnenterrasse für die Pausen sowie hunderte von Solarpanels, die während den Sonnenstunden hart arbeiten müssen. Gegen Süden schützt der vorgesezte Glasvorhang auch vor zu viel Sonneneinstrahlung, Einsicht und Strassenlärm – er muss aber nicht nur «arbeiten», sondern darf mit dem Licht auch noch ein wenig «spielen».

Wir sind immer noch in der Schönwetterzone. – Nur einmal konnten wir etwas bauen, das fast ganz davon befreit war, Schutzfunktionen zu erfüllen. Ein Etwas, das weder Wind noch Regen abhalten noch Schatten spenden, geschweige denn Wärme oder Kälte fernhalten musste. Nur da sein, vermitteln zwischen dem alten Haus und der eingeschossigen Garage musste es – und den Raum andeuten. Es ist ein mit Eisenstäben überformtes Nebengebäude, ein Anbau an eine Villa aus den 1870er-Jahren.

Das erdgeschossige Volumen enthält eine Gartenwerkstatt und Garage – und diese ist sehr wohl geschützt. Darüber erhebt sich das Metallgeflecht und bildet ein licht-, luft- und wetterdurchlässiges Gehäuse – eine gänzlich offene Gartenlaube, deren einzige praktische Funktionen die eines Geländers und einer Treppe zum Garten hinunter sind. Ansonsten bestand ihr Zweck vor allem darin, Mensch, Garten und Wetter zusammenzubringen. Reiner Luft-Raum-Luxus!

Zwar ebenso in einem schönen Garten gelegen, aber das genaue Gegenteil der offenen Gartenlaube sollte ein Gebäude im noch sonnigeren Tessin sein. Es ist ein kleines Depotgebäude für die Kunstwerke von Jean Arp, von seiner ersten Frau Sophie Taeuber Arp und ihren Künstlerfreunden und enthält auch einen öffentlichen Ausstellungsraum. Das Haus steht auf der Parzelle, wo Jean Arp mit seiner zweiten Frau Marguerite Arp-Hagenbach seinen Lebensabend verbrachte. Es dient in erster Linie dem Schutz der Kunstwerke vor dem Klima, auch vor Diebstahl, ebenso vor den Steinen, die vom steilen Wald oberhalb des Grundstücks ins Tal kollern – alle paar Jahrzehnte nur, ausgelöst von heftigen Regenfällen – vom Wetter also! Der Bau hat folglich eine gänzlich geschlossene Rückfassade, nur zwei Fenster zu den Seiten hin, eine Eingangstür und zwei Gartentüren.

Die Fenster sind doppelt, dazwischen befindet sich – durchlüftet, aber windgeschützt – der Sonnenschutz. Auch die Betonwände sind doppelschalig, dazwischen ist eine dicke Wärmeisolationsschicht zur Erhaltung der Klimaautonomie. (Nun sind wir schon bei mindestens zwanzig Zentimeter Wärmedämmung – im milden Tessin!) Und die Wolken? Gegen die Wolken allein braucht sich die Architektur nicht wirklich zu wehren. Hohe Schichtwolken, Schäfchenwolken, Federwolken, Schleierwolken, Kumuluswolken, Stratuswolken oder niedrige Schneewolken, Regenwolken, Gewitterwolken oder ganze Wolkentürme oder Kondensstreifen-Wolken ... Wolken in verschiedensten Formen, Weiss- und Grautönen und in unterschiedlichen Höhenlagen – sie entladen sich nicht immer als Regen, Hagel oder Schnee, sie bedecken den blauen Himmel auch nur zuweilen vollständig – zum Glück. Häufig genug sind es leichte, fliegende Plastiken, die durch den Luftraum ziehen ... «Wer mit Pfeilen eine Wolke erlegen will, wird vergeblich seine Pfeile verschießen. Viele Bildhauer sind solch wunderliche Schützen. Einer Wolke muss man auf einer Trommel etwas vorgeigen oder auf einer Geige etwas vortrommeln. Dann wird es nicht lange dauern, bis sich die Wolke niederlässt, sich vor Glück am Boden wälzt und schließlichschließlich entgegenkommend versteinert. Der Bildhauer hat so im Handumdrehen die schönste Plastik fertig.» Hans Arp, Werkstattfabeln, 1955 Für die Architektur sind die Wolken ebenfalls Gespielinnen, Musen und «Leichtgewichte». Der festen Architektur können die duftigen Gebilde nichts

anhaben – umgekehrt auch nicht, und der Name «Wolkenkratzer» ist stark übertrieben! Die Wolken umspielen die hohen Häuser einfach und ziehen weiter.

Wie gut manchem Haus die Wolken anstehen, ist oft am Prime Tower in Zürich zu beobachten. Wolken als flüchtiges, wandelndes Ornament, oder umgekehrt, das Gebäude als facetierter «Wetter-Schauspiel-Spiegel» – als optische «Wetterfahne». Das Restaurant, das sich zuoberst befindet, haben die Bauherren schlauerweise «Clouds» genannt! Noch beim schlechtesten Wetter, ohne Aussicht auf den Zürichsee und die Berge, kann man mit diesem Namen den Erwartungen der Gäste gerecht werden. Die Stadt Zürich kann man bei fast jedem Wetter von dort oben erspähen – nur den Säntis sieht man nicht! Der Zürichberg verdeckt ihn auch bei schönem Wetter.

Und der Wind? Die bewegte Luft? Schon als zartes Häuchlein spürbar, aber nicht sichtbar, ausser indirekt durch die Wolken, die er verschiebt, formt und verformt, ausser durch die Baumzweige, die er wiegt, die Sonnenstoren, die er aufbläht, meist auch nicht hörbar, bis er die Fenster zuknallt, bis er pfeift und an allem rüttelt, was nicht niet- und nagelfest ist. Der Wind, eine horizontale Kraft, die in den Niederungen von den Bauingenieuren mit 90 kg/m² berechnet werden muss, also dem vollen Gewicht einer grossen Person auf die Fassaden drückend.

Im Althochdeutschen, wusste mein altes Herkunftswörterbuch, bedeutete «wetar»: Wind, Wehen, Luft. Es hört sich so an, als hätten die Alten den Wind als treibende Kraft für alle Zustände und Wechsel am Himmel verantwortlich gemacht. («Heimwehwind» hingegen findet man in keinem Lexikon ...) Das Wetter mit all seinen Ereignissen (Regen, Schnee, Sonne, Wolken und Wind) hat die Gebäude mitgestaltet/mitgeformt/mitdimensioniert – neben dem Ort, der Höhenlage, der Finanzlage der Bauherren und natürlich der Nutzung. Selbstverständlich nicht nur unsere Bauten, sondern die Gebäude überall auf der Welt, und auch die schönen Appenzellerhäuser!

Tag für Tag, jahrein, jahraus ist das Wetter dabei, die Bauten herauszufordern, sie «im besten Licht erscheinen zu lassen», da und dort sogar Strom mit ihnen zu produzieren, sie zu umfächeln, aufzuwärmen oder «kalt abzusuchen». Die kurzfristig und langfristig wechselnden Wetterbedingungen verlangen Widerstandskraft und Resilienz von den Bauten, denn das Hinaufragen in den Luftraum muss mit dem Wetter nicht nur winters und sommers, sondern täglich, stündlich wieder neu ausgehandelt werden – egal, ob es ein eingeschossiges oder ein mehrgeschossiges Haus ist.

Indem wir aber mehrere, viele (!) Geschosse in die Luft hinauf stapeln, gelingt es nicht nur, die Atmosphäre etwas besser zu nutzen, also den Luftraum für uns etagenweise in der Höhe zugänglich zu machen, es gelingt damit vor allem auch, die Erdoberfläche zu vergrössern, unseren Lebensraum zu vermehren. Das allein ist zwar noch nicht das Kreativste, aber das «Produktivste», was Architektur leisten kann, und dies, obwohl die Erdkugel aufgrund der Bauerei natürlich nicht grösser wird und der Luftraum auch eine konstante Grösse ist.

Ich «lande» nun zum Schluss doch noch bei meiner Lieblingsvorstellung von Architektur, nämlich einem Aufständern, Aufrichten, Aufbäumen der schweren Erdkruste, um sie mit der Atmosphäre «zu vermengen». Aus der Warte der Bauenden könnte man es auch als ein «Domptieren» der festen Stoffe gegen die Gravitation beschreiben, damit Luft und Licht – eben fein dosiertes Wetter – eindringen können, mitsamt uns Menschen und

Haus- und Nutztieren. Oder in nochmals anderen Worten: Architektur verstanden als das punktuelle «Verheiraten» der Erde mit dem Himmel – dauerhaft, gut, glücklich und so produktiv wie möglich.